

Tamina-Florentine Zuch

SUPERTRAMP

Als blinde Passagierin mit dem Güterzug
durch das Herz Amerikas

© des Titels »Supertramp« von Tamina-Florentine Zuch (978-3-7423-0436-0)
2018 by riva Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.rivaverlag.de>

riva



© des Titels »Supertramp« von Tamina-Florentine Zuch (978-3-7423-0436-0)
2018 by rva Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.rvaverlag.de>

Als Kind wollte ich Pyrotechnikerin werden. Mein Vater war Architekt. Solange ich mit meiner Familie zusammenlebte, träumte ich, dass ich schweben könnte. Kurz nachdem ich auszog, träumte ich zum ersten und letzten Mal vom Fliegen.

Meine Eltern haben uns immer alles zugetraut.

Ich habe blondes Haar und blaue Augen. Ich lebe allein. Sonntag ist für mich ein Tag wie jeder andere, nur dass der Supermarkt geschlossen hat. Ich habe keinen besten Freund und keine beste Freundin. Ich reise gern allein.

Früher habe ich oft gelogen, um mein Leben spannender klingen zu lassen. Heute langweile ich mich nur noch selten.

Das Wort Exil klingt in meinen Ohren paradiesisch.

Meine Mutter hat mich behalten, aber mein Vater hat mich verlassen.

Ich habe kein Haustier. Ich habe keine Waschmaschine. Ich habe keinen Kühlschrank. Ich habe keinen Wasseranschluss.

Die Wärme eines Holzofens ist mir lieber als die Wärme einer Heizung. Ich habe gern Gäste.

Als Kind habe ich mir ein Nilpferd gewünscht, mein Vater war einverstanden und meinte das ernst. Ich habe trotzdem nie eins bekommen.

Ich hatte einmal gleichzeitig Salmonellen, Würmer, Typhus und Malaria. Der Typhus hat mich fast umgebracht.

Der Gedanke an den Tod ängstigt mich nicht, er stellt mich vor ein Rätsel. Manchmal überrascht es mich, wie schön die Welt ist und dass alles Hässliche vom Menschen kommt.

Ich kann mich schlecht verstellen, aber gut anpassen.

Wenn mich jemand fragt, woher ich komme, weiß ich nie, was ich antworten soll. An einem Ort, den ich mein zu Hause nenne, fühle ich mich nicht weniger fremd als woanders. Es fällt mir nicht

Supertramp

schwer, einen Ort wieder zu verlassen. Ich vermisse nur selten und kurz. Ich versuche die Welt zu verstehen, indem ich sie mir ansehe. Warum haben die Menschen so viel Angst vor der Fremde?



In New York sind die Gebäude so hoch, dass man sich mit dem Rücken flach auf den Boden legen muss, um ihre Dächer zu erkennen. Es gibt Häuser und Bauten in allen Formen und Farben, womit sie den Menschen ähneln, die in ihnen ihre Leben verbringen. Die gesamte Vielfalt kommt auf engstem Raum zusammen: Businessmänner mit Anzug und Aktenkoffer, frisierte Frauen in engen Kostümen, der Blick konzentriert, sorgfältig gewählte Kleider, das Mobiltelefon in der einen, den Pappbecher mit der neuesten Chai-Latte- oder Mocchachino-Kreation in der anderen Hand. Sie rauschen an mir vorbei, jeder seinem eigenen Ziel entgegen.

Die Vielseitigkeit der Stadt umfasst die schönen Dinge ebenso wie die hässlichen. Wo sind sie, die Menschen, deren Blicke man meidet? Die Menschen, die man im Augenwinkel erkennt, an denen man dann aber gezielt vorbeisieht und hofft, nicht angesprochen zu werden? Wo sind die Menschen, deren zu Hause genau jene Straßen sind, auf denen die anderen zur Arbeit gehen?

Ich finde sie auf der St. Mark's Street, einer Straße Manhattans, die um einiges schäbiger ist als die anderen. Überall liegt Müll, die Wände sind beschmiert, der Boden verklebt. Hier kreuzen sich die Wege der Vagabunden und Obdachlosen. In jedem zweiten Hauseingang sieht man sie sitzen. Ihre Kleider und Gesichter sind dreckverkrustet, sie rauchen, verstecken den Alkohol in braunen Papiertüten, sie reden laut und grob, und ihr Lachen klingt wie das Bellen ihrer Hunde. Hin und wieder löst sich eine der Gestalten aus einem der Hauseingänge und verschwindet im nächsten.

Verirrt sich ein Tourist oder ein Anzugmensch in diese Straße, wird er sofort von hungrigen Augenpaaren anvisiert, dann angebettelt. Ich hingegen werde ignoriert. Ich passe nicht ins Beuteschema. Ich sehe aus wie sie, nur dass ich noch sauber bin.

Vor vier Stunden bin ich in New York gelandet. Ich hatte drei Wochen, um diese Reise zu planen. Sechs Wochen werde ich unterwegs sein. Vor ein paar Jahren habe ich bereits eine ähnliche Reise unternommen, allerdings war damals so einiges anders. Ich war anders. Ich bin auf der ersten Reise den Erlebnissen und Begegnungen kaum gerecht geworden, und deshalb wollte ich sie unbedingt noch einmal machen. Und diesmal richtig. Ohne Einschränkungen, ohne Kompromisse, ohne Begleitung. Ich will auf Güterzügen das Land durchqueren, gemeinsam mit den Menschen, denen ich auf der Straße begegne. Ich werde mein Essen und meinen Schlafplatz mit ihnen teilen und mir ihre Geschichten anhören.

Meine schwarze Jeans und mein graues Hemd sind frisch gewaschen, meine Haare frisiert und zu einem Zopf gebundet. Ich bin etwas müde vom Flug, aber das sieht man mir kaum an.

Ich trage nur eine Hüfttasche. Meinen Rucksack habe ich bei Fiza gelassen, dessen Adresse ich von einer Freundin bekommen habe. Fiza lebt in New York und hat mir angeboten, die erste Nacht bei ihm zu verbringen.

Nach meiner Ankunft haben wir nur ein paar Worte gewechselt, dann bin ich losgezogen, und während ich nun die St. Mark's Street hinuntergehe, beruhigt mich der Anblick ebenso sehr wie er mich einschüchtert. Mit diesen Menschen werde ich die nächsten Wochen verbringen, es wird nicht lange dauern, bis meine Kleider so zerschlissen und meine Haut so dreckverkrustet ist wie ihre.

Ein junger Typ mit lockigen Haaren und schwarz umrandeten Augen tänzelt an einem Baugerüst entlang bis zu einer Gruppe, die angelehnt an das Geländer auf dem Boden sitzen. Ein älterer Mann hockt neben einem jüngeren, gegenüber sitzt ein junges Paar.

Ich bleibe vor ihnen stehen und lächle die Hunde an, die sich zwischen ihren Beinen und Rucksäcken tummeln. Dann sehe ich auf und warte, bis das Mädchen mich bemerkt.

»Hi, wie geht's?«

Sie lächelt mit schlechten Zähnen.

Ich setze mich neben sie und nicke in die Runde. Der Lockige reicht mir die Hand, sein Name ist Izzy. Er kann kaum stillhalten, springt in seiner Latzhose umher und wechselt von einem Gespräch zum nächsten. Als ich das Mädchen frage, ob sie vorhat, New York demnächst zu verlassen, erklärt sie, dass sie mit ihrem Freund eine Weile in der Stadt bleiben und erst in ein paar Wochen Richtung Norden weiterziehen werde. Ich erzähle ihr von meinen Plänen, und sie meint: »Du hast echt Eier, Mädchen!«

Sie schlägt mir vor, den Abend mit ihnen zu verbringen, vielleicht würden noch ein paar Leute vorbeikommen, von denen sie gehört habe, dass sie New York verlassen wollten.

Dea hat ihren Kopf zur Hälfte kahl rasiert und steht alle paar Minuten auf, um sich zu übergeben. Sie ist schwanger und wartet darauf, genügend Geld zusammengebettelt zu haben, um eine Abtreibung vorzunehmen.

»Ich bin keine Mutter«, sagt sie.

Dea hat Hepatitis C, ist drogen- und alkoholabhängig und glaubt selbst nicht daran, dass sie jemals von der Straße runterkommen wird. Ein Kind hat sie bereits verloren. Eine Frühgeburt, die nach drei Monaten starb, ein Junge. Ihre Tochter lebt bei ihren Eltern in Alaska, auch sie hat Hepatitis C. Dea möchte nicht noch so ein Kind in die Welt setzen. Sie und ihr Freund kennen sich seit zwei Jahren und ziehen gemeinsam mit ihren beiden Hunden von Stadt zu Stadt. Er hätte gern Kinder. Irgendwann einmal.

»Es ist ihre Entscheidung.«

»Mein Hund ist mein Baby«, sagt Dea, während sie ihrem Freund die Pickel im Nacken ausdrückt.

Deas Geschichte überrascht mich nicht. In den Vereinigten Staaten leben Tausende junge Leute wie sie auf der Straße und kämpfen mit ihrer Vergangenheit und Zukunft. Sie schließen sich zu Paaren und Gruppen zusammen und ziehen von Stadt zu Stadt. Manche finden hin und wieder Arbeit und lassen sich für ein paar Wochen nieder. Andere verfallen dem Drogenkonsum, der nicht selten mit dem Tod endet. Sie nennen sich *Dirty Kids*, weil sie schmutzig sind und stolz darauf. Mit ihrer Schmutzigkeit zeigen sie dem Rest der Gesellschaft ihre Rebellion.

Dirty Kids bleiben nie länger als nötig an einem Ort. Sie verlassen ihn wieder, ohne Spuren zu hinterlassen, und erklären, sie seien *houseless*, also ohne Haus, und nicht *homeless*, ohne ein Zuhause. Sie haben sich ihren Lebensstil selbst gewählt, was sie von den gewöhnlichen Obdachlosen unterscheidet.

Allerdings kann immer irgendwann der Zeitpunkt kommen, an dem ein Dirty Kid der Straße verfällt und zum Obdachlosen wird. New Orleans und New York haben den Ruf, die Hochburgen des Drogenkonsums und der Kriminalität zu sein, die in ihre gewaltigen Strudel die Vagabunden einsaugen und ihnen mit aller Kraft Rucksack, Stiefel und Lebensfreude entreißen. Gebrochen, mit Plastiktüte und Einkaufswagen, bleiben sie auf den dunklen Straßen zurück.

Lebt man auf der Straße, gibt es gewisse Regeln, die eingehalten werden. Man beklaut sich nicht gegenseitig, hilft sich aus mit Essen, Drogen, Alkohol und Zigaretten. Man tut sich zusammen auf der Suche nach einem geeigneten Schlaf- oder Bettelplatz.

Je größer allerdings die Stadt ist, desto mehr Leute gibt es, die sich nicht an diese Regeln halten.

Gegenüber von Dea sitzt der jüngere, der mit seiner Müdigkeit kämpft. Er heißt Squirrel und ist ein seltsamer Typ, wie ein Schatten, so ruhig und unauffällig. Er ist zweiundzwanzig Jahre alt und lebt bei seinen Eltern in Coney Island. Sie stammen aus der ehemaligen Sowjetunion und haben eine Firma gegründet, die Wände so streicht, dass sie wie Marmor aussehen.

Squirrel zeichnet gern. Sein Bruder ist drogenabhängig, er selbst wahrscheinlich auch. Während er mich zeichnet, fallen ihm immer wieder die Augen zu. Er hat seit zwei Tagen nicht geschlafen.

In Squirrels Schlafphasen unterhalte ich mich mit Brian, dem älteren. Er ist ruhig und schüchtern. Er hat nur eine ausgebliebene Plastiktüte dabei, trägt ebenfalls eine Latzhose und eine Brille auf der kleinen Nase, deren Rahmen an zwei Stellen gebrochen und nur notdürftig zusammengeflickt ist. Brian erzählt von seiner Güterzug-Vergangenheit und den schönsten Strecken, an die er sich erinnert. Er vermisst diese Art zu Reisen, das Reisen an sich. Er war schon lange nicht mehr unterwegs.

Plötzlich hören wir laute Stimmen auf der dunklen Straße, und Brian steht auf und läuft auf zwei Gestalten zu, die sich anschreien. Es sind Izzy und ein Mädchen, die sich mit roten Köpfen und vorgebeugten Oberkörpern ihre Vorwürfe entgegenschleudern. Wie sich herausstellt, hat der Freund des Mädchens mehreren Leuten Sachen geklaut, woraufhin Izzy und ein paar andere ihn verfolgt, verprügelt und seinen Rucksack und den seiner Freundin geschnappt und in irgendeinem Gebüsch versenkt haben. Es dauert nicht lange, bis der blutverschmierte Freund dazustößt und von seiner Freundin festgehalten werden muss.

Squirrel wird von dem Lärm wach und zeichnet unbeeindruckt weiter. Es scheint ihn nicht zu stören, dass er mich nun im Profil weiterzeichnen muss, weil ich gespannt die Auseinandersetzung beobachte. Ich überlege, für welche Seite ich Partei ergreifen würde.

Es dauert nicht lange, bis Sirenen ertönen und blaue Lichter kreisend die Straße erhellen.

»Scheiße, die Bullen!«

Alle schnappen ihre Sachen, greifen nach den Leinen ihrer Hunde und machen sich aus dem Staub. Nur Squirrel und ich bleiben zurück.

»Wo gehen die denn alle hin?«, fragt er verwundert.

»Ich glaube, die hauen ab, vor den Bullen.«

»Die Bullen?«

Er hebt müde den Kopf.

»Dann sollten wir auch abhauen.«

Als er sich endlich erhoben hat, ist das Blaulicht längst an uns vorbeigezogen, und die Straße wirkt verlassen.

Ich ärgere mich. Brian hätte vielleicht interessant sein können. Vielleicht hätte er New York mit mir verlassen. Jetzt ist er spurlos verschwunden.

Es ist noch vor Mitternacht, ich bin hellwach. Ich möchte die Freiheitsstatue sehen, und wir laufen los.

Squirrel erzählt mir von seinem gebrochenen Herzen und seiner russischen, allzu pro-russischen Familie, erzählt von seiner Großmutter, die damals nach Amerika kam, und dass er nur einmal im Leben verreist sei, mit seiner Mutter nach Mexiko, als er noch ein kleiner Junge war.

Wir kommen an einem Mann vorbei, der bewusstlos auf dem Boden liegt. Er sieht eigentlich nicht wie ein Obdachloser aus, eher wie ein Partygast, und ich überlege kurz, was ich tun soll. Squirrel zuckt nur mit den Schultern und will weitergehen. Ich nähere mich dem Mann und beuge mich zu ihm: »Sind Sie okay?«

Keine Reaktion.

Der Krankenwagen ist innerhalb von vier Minuten da und nimmt ihn mit. Die Sanitäter sagen, es sehe ganz nach einer Überdosis Heroin aus, und mir kommt der Gedanke, dass ich die Zukunft des Mannes, sofern es wirklich ein Obdachloser gewesen ist, um noch ein Stück schwieriger gemacht habe, da

er vermutlich nicht versichert gewesen ist und ihn diese Aktion einiges kosten wird.

Wir laufen zum Wasser, und ich bemerke, das Squirrels Knie allmählich nachgeben und ihm die Augen zufallen. Bis zur Freiheitsstatue sind es noch ein paar Meilen. Wir setzen uns auf eine Bank, ich rauche eine Zigarette, Squirrel sackt der Kopf auf die Brust, und er schläft ein.

Die Freiheitsstatue werde ich in dieser Nacht wohl nicht mehr sehen. Ich bleibe noch einen Moment sitzen und höre mir Squirrels ruhigen Atem an. Es ist warm, frieren wird er nicht.

Ich stehe auf und laufe zurück zu Fizas Wohnung.

Ich bin davon ausgegangen, dass die ersten Tage schwierig werden würden. Viele haben mir davon abgeraten, die Reise in New York zu beginnen. Zu viele Drogen, zu viel Kriminalität.

Ich kenne mich in New York kaum aus, vor allem nicht auf den Güterbahnhöfen. Ich muss jemanden finden, der Erfahrung hat, der die richtigen Stellen kennt, die richtigen Gleise.

Fast zwei Stunden brauche ich für den Rückweg, und an der Straßenecke vor dem Hauseingang treffe ich zufällig auf Fiza. Er war noch feiern mit Freunden.

»Wie war dein Abend?«

»Nicht sonderlich erfolgreich.«

Ein Wachmann lässt uns hinein, und der Fahrstuhl bringt uns in den fünften Stock. Eine alte Dame vermietet ihm günstig ein Zimmer in ihrer Wohnung. Wir teilen uns sein großes Bett, er erzählt mir von New York und seiner Familie in der Heimat. Ich erzähle von meinen Plänen.

»Warum tust du dir das an?«

»Vielleicht, um es mir selbst zu beweisen. Keine Ahnung.«

Dienstag, 16. Mai, New York

Ich kannte Fiza bisher nur vom Hörensagen. Wir haben ein paar gemeinsame Freunde, sind beide Fotografen. Er ist viel unterwegs, dokumentiert die Krisen der Welt für die großen Zeitungen.

Für andere mögen solche Reisen unvorstellbar sein, aber wir lieben unseren Beruf genau wegen dieser Herausforderungen. Sechs Wochen habe ich mir zwischen zwei anderen Projekten für diese Reise freiräumen können. Ich tauche von einer Welt in die andere, von einer Kultur in die nächste, das ist mein Leben. Ich kann mich kaum sattsehen an der Vielfalt der Welt, und meine Bilder finanzieren meine Neugier.

© des Titels »Supertramp« von Tamina-Florentine Zuch (978-3-7423-0436-0)
2018 by rva Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.rvaverlag.de>



Mi., 17. Mai
New York

Nach einem ausgiebigen Frühstück und einer langen Dusche packe ich meinen Rucksack. Unwichtige Dinge wie Shampoo und Haarbürste kommen nach unten, Matte und Schlafsack binde ich außen an.

Dann gehe ich zurück zur St. Mark's Street.

Es ist weniger los als am Abend. Ich erkenne nur vereinzelt ein Gesicht wieder, von Dea, ihrem Freund und Squirrel fehlt jede Spur. In einer der Nebenstraßen finde ich Brian, der an einer Ecke sitzt. Vor ihm ausgebreitet liegen Kugelschreiberzeichnungen, unbeholfene Striche auf abgegriffenem Papier, die hauptsächlich Drachen- und Totenkopfmotive zeigen. Vor ihm steht ein Becher mit ein paar zerknüllten Scheinen, daneben ein Pappschild: *Starving Artist – Anything Helps*.

Ein hungriger Künstler, der für jede Hilfe dankbar ist.

»Ich mag den Drachen«, sage ich.

Brian sieht zu mir auf.

»Hey, wie geht's? Du hast deinen Rucksack dabei!«